

Open Art 2018.

Rede zur Eröffnung am 12. Mai 2018.

Von Lisa Rentschler.

Das Open Art Festival zeigt Kunst in Alltagsräumen wie z.B. Café oder Ladengeschäft. Damit leistet es einen Beitrag zur Öffnung des Zugangs zur Kunst. Obgleich man sich als Masterstudierende der Kunstgeschichte in Galerien und Museen mehr oder weniger heimisch fühlt, ist das Problem der Schwelle, bis hin zur Exklusivität von Kunstdiskurs und Institution bekannt. Diese Hürde im Zugang gilt sowohl für mögliches Publikum, als auch für Künstler, die beispielsweise noch am Beginn ihrer Arbeit stehen. Gleichzeitig gibt es eine Vielzahl an Anekdoten, die von Fällen berichten, in denen Gegenstände, nur durch deren Präsenz in einem anerkannten Ausstellungsraum zu Kunstwerken wurden bzw. als solche von Besuchern behandelt wurden. So wurden angeblich schon verlorene Handschuhe und Feuerlöscher bestaunt. Ist also der Ort und Raum bestimmend für den Charakter des Kunstwerkes? Man könnte an die Readymades von Marcel Duchamp denken. Somit wäre ein Kunstwerk alles – am besten mit einem Schildchen und Spotlight versehen – was ausgestellt wird. Bedingt der Kontext also das Kunstwerk? Gibt es - überspitzt – dann überhaupt Kunst außerhalb des Museums oder der Galerie?

Dazu möchte ich den französischen Schriftsteller André Malraux zitieren, der 1947 zu Beginn seines Werkes „Psychologie der Kunst: das imaginäre Museum“, auf welches ich mich im Folgenden beziehen werde, schrieb:

*„Die Rolle der Museen als Vermittler zum Kunstwerk ist für uns so bedeutend, dass wir uns kaum vorstellen können, sie existiere nicht [...]“*

Von dieser Grundannahme ausgehend untersuchte er die Auswirkungen der modernen Reproduktionstechniken auf unser Kunstverständnis in einem größeren Zusammenhang. Wenn er damals, 1947, im Hinblick auf – hauptsächlich in schwarz-weiß, später farbigen – Bildbänden und Werkübersichten schrieb „Heute hat man alles zur Verfügung“, dann erscheint das im Vergleich mit heute, 2018, beinahe lächerlich. Ich persönlich könnte mir mein Leben und insbesondere mein Studium schwerlich bis gar nicht ohne digitale Bilder vorstellen. Hochauflösend, so dass ich bis in haarfeine Risse hineinzoomen kann oder Spezialaufnahmen, welche Unterzeichnungen sichtbar machen; Immer und überall aus dem Internet, vom Bildschirm meines Laptops auf eine Projektionswand oder als Ausdruck in die Hand oder an die Zimmerwand. Wir alle haben jeden Tag Zugriff auf eine nicht mehr vorstellbare Masse an Bildern bzw. Reproduktionen. Hierauf gründete Malraux seine These vom sogenannten imaginären Museum. Heutzutage würde man dieses wohl eher imaginäre Datenbank nennen, allerdings ist die Vorstellung eines Gebäudes vielleicht, im wahrsten Sinne des Wortes, zugänglicher. Das imaginäre Museum also, beschreibt die Ansammlung an Bildern in unserem Kopf. Ein Museum, das wir uns selbst durch unser bisheriges Leben hinweg angelegt und mit gesehenen Kunstwerken bestückt haben. Gesehen, meint hier hauptsächlich in Reproduktion, denn kein Mensch hat wohl Zeit, Geld und Möglichkeit alle die ihm bekannten Kunstwerke im Original zu begutachten. Natürlich ist das vor allem als angehende Kunsthistorikerin, ein frommer Wunsch und dennoch wird es mir versagt bleiben wirklich Alles zu sehen. Nicht nur, da es mit erheblichem finanziellen Aufwand verbunden wäre, sämtliche Werke aufzusuchen, sondern auch, weil es manche Werke einfach nur noch in ihrer Reproduktion gibt. Sei es, weil sie verloren und zerstört sind, einen unbekanntem

oder privaten Aufenthaltsort aufweisen, oder weil sie ephemerer Natur waren, wie z.B. eine Performance (wie sie hier im Anschluss auch zu sehen sein wird). Dank der modernen Bilderflut sind unsere imaginären Museen also gut gefüllt und werden auch weiterhin (bzw. täglich) – und hoffentlich in den nächsten Tagen verstärkt - gefüttert. Folgt man nun diesem architektonischen Entwurf, stellt sich die Frage, wie sieht das imaginäre Museum aus? Was ist da eigentlich so drin? Was steht und hängt zusammen? Welche Meisterwerke haben wir in die großen Hallen und Säle gepackt? Wo gibt es Nebenräume und Kabinette, vielleicht sogar Kuriositätenschränke? Während man davon ausgehen kann, dass die Mehrheit Da Vincis Mona Lisa, die Geburt der Venus von Botticelli und Van Goghs Sternennacht in der großen Halle hängen hat, finde ich persönlich gerade die angrenzenden Nebenflügel spannend, denn da beginnt das individuelle Interesse, welches sich aus der vermeintlichen Allgemeinbildung löst. Das imaginäre Museum bietet diesen Platz und Möglichkeit. Hier sind wir selbst die Kuratoren und können alles Mögliche zusammenstellen wie es uns beliebt. So gibt es vielleicht ein Kabinett mit Schallplattencovern, einen Anbau mit traditionellen japanischen Tätowierungen oder einen Flügel mit Totenmasken. Die Auswahl können wir selbst treffen und sie wird nur durch unser eigenes Kunst-Verständnis eingeschränkt. Eine weitere Qualität des imaginären Museums ist die Beweglichkeit. Kunstwerke können ohne Weiteres – d.h. finanziellen oder restauratorischen Aufwand – verschoben werden. So wandert ein Plattencover unter dem Eindruck von Warhols Banane oder einem Stencil von Banksy vielleicht in einen Raum für Neue Kunst oder ein Computerspiel in die Abteilung für das Mittelalter. So besteht natürlich auch die Chance, dass Künstler, die im realen Museum (noch) nicht angekommen sind, im imaginären schon lange in eine der Haupthallen hängen. Die einzige Voraussetzung ist das Erlebnis des Kunstwerkes und die persönliche Anerkennung dessen als ein eben solches. So können auch institutionell-gesehene Randerscheinungen gleichberechtigt neben den großen Meisterwerken stehen. Malraux beschreibt detailliert, wie es erst mit der Reproduktion möglich wurde unterschiedlichste Gattungen und Medien unter einem gemeinsamen Aspekt zu vereinen und so darzustellen. Damit ginge eine Intellektualisierung der Kunst einher, die immer weniger von ästhetischem Wert ausgeht, sondern von Stil und Zuordnung. Das Ordnen unseres Museums mag durchaus eine rational-überlegte und abwägende Sache sein, jedoch wird das ein oder andere Stück wahrscheinlich aus rein emotionalen Gründen seinen Weg in unsere private Sammlung gefunden haben. Sei es, weil es an etwas erinnert, etwas für uns wichtiges ausdrückt, uns belustigt oder weil es uns schlicht in seiner Gestaltung gefällt. Beim Open Art Festival haben sich Künstler der Herausforderung Raum gestellt. Ein Café, ein Bahnhof oder ein Optiker sind nun mal keine White Cubes. Natürlich bringen auch Galerie- und Museumsräume meistens mehr, als optimale klimatische Bedingungen, in der gewünschten Farbe gehaltene Wände und einstellbares Licht mit. Dennoch sind die Bedingungen so optimal wie möglich für das Kunstwerk angepasst. Nicht so in den Orten und Räumen des Open Art Festivals. Das Kunstwerk muss sich einfügen und darf gleichzeitig nichts von seinem Charakter verlieren. Das setzt Sicherheit im Umgang mit dem eigenen Werk für den Künstler voraus. Zu wissen, mein Werk funktioniert auch oder gerade hier gut und verliert nichts von meiner Intention bzw. wird vielleicht sogar noch bereichert. Das Ausstellen ist in diesem Kontext mehr transformierender Prozess, als reine Präsentation eines Endprodukts. Es schließt den Ort und die Anwesenden mit ein. Die Grenze von Objekt, Umgebung und Betrachter beginnt aufzuweichen und erzeugt das Klima, welches einem

Austausch auf Augenhöhe zuträglich ist. Man beginnt unweigerlich sich über das Gesehene Gedanken zu machen. Das eben erst Gesehene, so wie das schon lange und oft Gesehene, welches seinen festen Platz im eigenen Kopf, im imaginären Museum hat. Damit stellen auch wir, als Betrachter, uns der Herausforderung Ort. Wie weit geht unser Kunst-Verständnis? Was lässt es zu bzw. eher, was lässt es in unsere Hallen und Kabinette? Wo verschließt es sich? Das innere Museum ist zwanglos. Ganz nach dem Motto „die Gedanken sind frei“ steht es uns auch frei, was wir als Kunstwerk aufnehmen und wohin wir es packen. Es gibt keinen Kontrolleur mit Brille und Rollkragen, der unser imaginäre Museum durchschreitet und die kuratorische Zusammenstellung mit scharfer Feder kritisiert. Eine mögliche Erweiterung unseres Kunstverständnisses, und damit unseres Museums mit weiteren Werken, kann nur auf Grundlage neuer Eindrücke und des freien Austausches ohne mahnende Autorität stattfinden. Museen und Galerien werden immer gewisse Autorität haben, und dennoch bemühen sich diese ebenfalls um Öffnung und Zugang für ein breites Publikum. So sehe ich Projekte, wie das Open Art Festival als Bereicherung und Ergänzung, als neue Möglichkeit noch mehr aufzunehmen und zu erleben. Es braucht kein „Entweder-Oder“, wenn man doch Malraux Aussage auf „*Heute hat man Alles*“ verkürzen könnte. In diesem Sinne wünsche ich uns allen in den nächsten acht Tagen viele neue Eindrücke und – um beim Thema zu bleiben – einige neue Anbauten und Stücke für unsere imaginären Museen.